

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 62 (1982)
Heft: 7-8

Artikel: "Gott mit uns allen Europäern..." : drei Briefe an Felix Moeschlin, mitgeteilt und kommentiert von Christof Wamister
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jakob Schaffner

«Gott mit uns allen Europäern . . .»

Drei Briefe an Felix Moeschlin,
mitgeteilt und kommentiert von Christof Wamister

Vorbemerkung

Das Interesse an Jakob Schaffner ist wieder im Zunehmen. In der Zwischenkriegszeit galt er als einer der bedeutendsten Schweizer Autoren seiner Zeit, fiel dann aber wegen seines Eintretens für das nationalsozialistische Deutschland in Unnade und Vergessenheit. Noch viele Jahre nach 1945 war sein Werk – er kam 1944 bei einem Bombenangriff auf Strassburg um – nur in Antiquariaten greifbar. Eine Ausnahme machte einzig sein autobiographischer Entwicklungsroman «Johannes. Roman einer Kindheit», den der Arche Verlag 1958 neu herausgab.

Wegweisend für eine differenziertere Betrachtung des politisch belasteten Menschen und Dichters Schaffner waren dann die Arbeiten der Germanisten Hans Bänziger («Heimat und Fremde», 1958), Karl Schmid («Unbehagen im Kleinstaat», 1963) und Dieter Fringeli («Dichter im Abseits», 1974). Ihre Impulse sind nicht wirkungslos geblieben. Der Verlag Die Arche hat mit der Publikation einer Werkauswahl begonnen. Unter dem Titel «Stadtgänge. Frühe Erzählungen» gab Charles Linsmayer dort 1979 einen ausführlich dokumentierten ersten Band heraus. Und Linsmayer hat Schaffner auch in der von ihm bei Ex Libris betreuten Reihe «Frühling der Gegenwart» mit dem Roman «Konrad Pilater» (1910) berücksichtigt. In der Prosa-Anthologie «Unruhige Landsleute» von Beatrice von Matt (1980, Artemis) ist Schaffner mit einer, im Querschnitt «Expressionismus in der Schweiz» von Martin Stern (1981, Paul Haupt) mit zwei Erzählungen vertreten.

Was aber vor allem noch fehlt, ist eine verlässliche Darstellung von Schaffners Leben und Werk aus heutiger Sicht; sie ist unerlässlich, um diesen schwierigen Charakter und seinen tragischen Irrweg ganz zu verstehen.

Die nachfolgend mitgeteilten drei Schaffner-Briefe sollen ein kleiner Beitrag zu einer kritischen Neurezeption dieses Autors sein; sie vermitteln ein deutliches Bild von seiner impulsiven, leicht verletzlichen Natur und seiner Neigung zur Polemik, wie sie im dritten Brief anlässlich seiner zunehmenden Unzufriedenheit mit dem schweizerischen und insbesondere zürcherischen Literaturbetrieb hemmungslos zum Ausdruck kommt. Die Auswahl wurde aus insgesamt 10 im Nachlass Felix Moeschlins (Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel) liegenden Schreiben Schaffners an seinen damaligen Freund und Schriftstellerkollegen getroffen.

Die Beziehungen Schaffners (geb. 1875) und Moeschlins (geb. 1882) waren nicht von Dauer, aber in der Berichtszeit (1915–1922), wie die Briefe zeigen, recht intensiv. Leider sind Moeschlins Gegenbriefe, wie wahrscheinlich der grösste Teil des Nachlasses Schaffners, verlorengegangen. Dennoch vermitteln die drei hier mitgeteilten Schriftstücke manche interessante Einzelheit über gemeinsame Pläne und Bestrebun-

gen. Vor allem aber geben sie Einblick in Schaffners Denkweise und in sein gespanntes Verhältnis zur Schweiz schon während des Ersten Weltkrieges und kurz danach.

Felix Moeschlin, dessen Bauernroman aus Schweden «Der Amerika-Johann» (1912) soeben als Band 1 der zweiten Serie von «Frühling der Gegenwart» neu aufgelegt worden ist, gehörte wie Schaffner, Steffen, Wirz, Bühler und viele andere zur Generation derer, die kurz vor, in oder nach dem Weltkrieg neue Wege zu gehen versuchten. Er war lebenslang überaus produktiv und in mancher Beziehung ein origineller Autor, verfügte aber nicht über dieselbe genuine Erzählabgabung wie Schaffner. Trotz seinem monumentalen Dokumentarroman «Wir durchbohren den Gotthard» (1947/49, 2. Fassung 1957) geriet er in der Nachkriegszeit zunehmend in Vergessenheit. Moeschlins Bedeutung erschöpfte sich aber nicht in schriftstellerischen Arbeiten; wohl ebenso wichtig war seine lebenslange, oft recht kämpferische kulturpolitisch-reformerische Tätigkeit als Publizist, Herausgeber und Referent im In- und Ausland. Nicht zuletzt war er während Jahren Präsident des Schweizerischen Schriftstellervereins. Im Zweiten Weltkrieg gehörte er zu den Befürwortern und Protagonisten der «geistigen Landesverteidigung» und wirkte als Vertreter des Landesrings der Unabhängigen auch einige Zeit im Nationalrat mit. Die Beziehungen zu Jakob Schaffner, der 1940 jener berüchtigten Delegation der Frontisten bei Bundesrat Pilet-Golaz angehörte, waren schon lange abgebrochen. Dennoch gehörte Moeschlin zu den wenigen Schweizern, die Schaffners Motivationen auch dann noch zu verstehen und gerecht zu beurteilen versuchten, wie ein entsprechender Zeitungsartikel in der «TAT» vom Jahr 1941 zeigt. Schon dieses Nachspiel macht vielleicht die folgenden Dokumente aus der Frühzeit der Beziehung Schaffner-Moeschlin lesenswert. – Sie werden hier mit freundlicher Erlaubnis von Frau Sylvia Schaffner (Genf) erstmals veröffentlicht.

Schöneberg, 14. Februar 1918

Lieber Felix Möschlin,

Sie haben mich in Aufmerksamkeiten eingewickelt und mir dazu glühende Kohlen aufs Haupt gelegt, also sollte ich nachgerade zu rauchen sein wie eine Zigarre, und der Gottseibeius sollte mich zwicken, wenn sich nicht eine gute Marke dabei offenbarte, nämlich der Dankbarkeit. Ihre Besprechung im Schweizerland¹ sagte so kurz und schön, was für mich gut wäre, wenn ichs einmal wahr machen könnte, dass ich mich noch sehr anstrengen muss, um das Lob einzuholen, das Sie mir voraus schickten. Es ist nicht nur ein Beweis Ihrer Freundschaft, sondern auch Ihrer Weisheit und Einsicht, dass Sie meine Fehler verschweigen, denn Sie sagen sich, dass sie nicht verborgen bleiben können bei den Zeichen von schmerzhaft erworbener Erkenntnis, die ich sonst merken lasse. Vom Wesen des Menschen einen Begriff bekommen, setzt voraus, dass man zuerst vom eigenen einen hat, und der geht einem nicht so leicht und angenehm ein wie ein Schluck Tokaier oder eine Prise Schneeberger ins Nasenloch. Etwas zu vollbringen bedeutet ja in der Welt immer zuerst, sich ein Anrecht auf eine neue Tracht Schläge zu erwerben. Das Vollbringen ist ungewiss, die Schläge

sind in jedem Fall sicher. Nun, lieber Möschlin, Sie sind Herausgeber und Geist Ihrer Zeitschrift, und, da Sie etwas national und menschlich bezwecken wollen, so wissen Sie auch längst, wie bitter selbst das Süsse schmeckt, das uns die kleine oder grosse Welt als Gegengabe darreicht. Es ist nicht damit getan, zu tun, man muss auch noch richtig ertragen und hinnehmen lernen, und am Ende, was macht den grossen Mann aus? Dass ihm alles zugeschoben wurde und er alles gefasst aufnahm, um etwas daraus zu machen – nämlich ein Leben.

Lieber Möschlin, ich komme Ihnen vielleicht traurig vor, und möglicherweise bin ich müde und nicht im Vollbesitz meiner Kräfte. Das wird auch wieder anders kommen. Aber ich habe in den letzten zwei Jahren zuviel liebe Menschen begraben und in der Ferne begraben müssen, und das macht mich traurig und an meinem eigenen Leben zweifelhaft. Vielleicht hat auch dieser lange Krieg einen gewissen Eindruck auf mich gemacht, wir sind hier alle nicht mehr die Leute, die wir vorher waren, ausgenommen die «Kriegsgewinnler» und die Leute mit sehr festen Ellbogen und sehr widerstandsfähigem Gemüt. Damit will ich nicht sagen, dass ich lieber nicht in Deutschland ausgehalten hätte; ich würde es ohne Frage wieder tun, wenn ich mich noch einmal zu entscheiden hätte, denn es ist der einzige Platz für mich, und die Rückkehr der Schweizer zu mir kann ich abwarten, ohne dass dadurch meine Lasten vermehrt würden. Aber der persönliche grosse Verlust, den ich erlitten habe, bedrückt mich, macht mich einsam und nimmt mir viel von dem naiven Schwung, den ich früher manchmal hatte. Ich bin allein in Berlin in der Zeit von nicht einem Jahr dreimal auf dem Friedhof gewesen, gerade gestern wieder, abgesehen von Trauernachrichten, die ich aus der Schweiz bekam, sodass ich das Gefühl habe, sollte ich bald wieder hinaus müssen, so möchte ich schon lieber, dass es mich selber anginge. Dazu habe ich Heimweh nach den Bergen, wenn mir auch keine Hilfe von ihnen kommt, aber mir käme, wenn ich dort wäre. Nun, ich betrachte alles als Symptom und will auch dies nicht zu wichtig nehmen. Die Reise- und Kursverhältnisse erlauben es nicht, damit ist das Wesentliche gesagt. Diesen Sommer wollen wir² nach Ostpreussen an die masurischen Seen, wo es auch sehr schön sein soll.

Der Erfolg des Dechanten³ ist sehr beschnitten durch die Papiernot; das drückt mich natürlich auch nieder. Seine Wirkung ist stark, das merke ich an der Kritik und den Zeitschriften. Nun, wie sagte Reinhardt⁴: Die Zeit ist gross aber mies. Für ihn ist sie keins von beiden mehr; er hat sich gegeben. Sein Geschäftchen läuft, und nebenher glänzt er im Licht einer Begeisterung für die jungen deutschen Dichter, die ihn keinen Pfennig kostet; inzwischen führt er Shakespeare und Strindberg und Sternheim auf, jenen tantiemenfrei, den zweiten zum wollüstigen Grauen des Berliner Parvenüs,

der für den Kitzel zwanzig Mark bezahlt, den dritten zur weitem Auflösung des verhassten deutschen Grundbegriffs von Ehre, Anstand und öffentlichem Leben. Ich staune manchmal, was im Land der «Polizeiwillkür und der Meinungsunfreiheit» alles erlaubt ist und durchgeht. Ich sehe darin noch keinen bündigen Beweis von der geistigen Freiheit der Behörde, aber einen unwiderleglichen vom konstitutionellen Blödsinn des Gewächs über deutsche Verhältnisse. Ich muss sagen, so oft ich mich über die deutsche Regierungsmethode ärgere, so oft rührt sie mich dazwischen auch wieder durch Züge von Väterlichkeit und besorgtem Wohlwollen, ja von Grossmut und hoher Würde. Man muss nur kein dogmatischer Esel sein, um das alles zugleich zu sehen, das Kleinliche mit dem Bedeutenden, das Dumme und Bornierte mit der Weisheit und der vornehmen Anständigkeit eines Vaters, der sich nun einmal nicht ändern kann, der aber alles sein wird nur kein Ausbeuter seiner Kinder. Er wird auch keine Ausbeutung auf die Dauer zulassen; das kann nicht jede westliche Regierung von sich sagen.

Nun, der Brief bekommt für den Zensor bereits eine bedenkliche Länge, und ich muss abbrechen. Er zeigt, wieviel wir zu reden hätten, wenn wir wieder zusammen kämen. Das soll geschehen, sobald Frieden ist, also, so Gott will spätestens im nächsten Winter; wir wollen dann vier Wochen in Arosa Sport treiben und nebenher einen Sommersitz im Land suchen. Meiner lieben Frau – ein Glück, dass ich die wenigstens noch habe – geht es gut. Sie grüsst Sie beide herzlich. Danken Sie in meinem Namen der Ihren⁵ für den hübschen Neujahrsgruss. Hat sie die «Mutter Stüssy»⁶ von Huber bekommen? Ich liess das Büchlein ausdrücklich an sie schicken als Zeichen meiner Wertschätzung.

Herzlich ganz der Ihre Jakob Schaffner

Schöneberg Bozenerstrasse 17, 8. Mai 1919

Lieber Felix Möschlin!

Eben habe ich Ihrem Hermann Ganz⁷ ein Manuskript angeboten und zwar die ersten acht Jahre meines Lebens, wo schon allerlei Ungewöhnliches passiert. Ich möchte die Arbeit sehr gern in meinem Heimatland veröffentlichen, aber doch auch recht bezahlt werden. Es sind etwa hundert Seiten vorliegenden Formates und mit etwas engerer Schrift. Kann mir Ihre Zeitschrift dafür 2000 Franken ausrichten? Das ist ungefähr der Satz der Neuen Rundschau. Bei der Deutschen Rundschau würde ich mich noch höher stellen, aber Sie sollen meinethalben nicht Lunge spucken. Lassen Sie mich hören.

Lange habe ich von Ihnen nur mittelbar durch Ihr Schweizerland erfahren. Wie gehts Ihnen sonst? Mir ist Ihr Mut und Ihre aufrechte freistehende Gesinnung immer eine wahre Genugtuung. Wenigstens einer zuhause, der kein Hotelportier ist. Gott führe Sie an Hand und Ohren sicher und erfolgreich diesen Weg weiter! Wie gehts den Ihren? Ist der Wirtshausdunst schon gründlich aus Ihrem Haus heraus?⁸ – Auch ich befasse mich mit Niederlassungsplänen. Ich werde von Jahr zu Jahr naturhungriger und bedürftiger nach einem einfachen selbstverständlichen Dasein. Wir haben ungemein viel durchgemacht und machen noch durch. Nach der standesamtlichen Ehescheidung habe ich noch eine geschäftliche vorgenommen und bin aus dem Verlag S. Fischer mit allen meinen Völkern ausgetreten. Zuhause werden sie nun sagen, ich hätte mich dort nicht halten können, aber ich habe mich einfach dem Meistbietenden zugeschlagen; von der Ehre lebt sichs heute mager, und es sind schwere Zeitläufe in Aussicht. Fischer ist ein alter Mann, und wenn etwas passiert, so hab ichs mit einem Kuratorium zu tun. Im jetzigen Fall arbeite ich mit jungen lebendigen Menschen, denen ich Kapital bedeute⁹; das Resultat ist mehr Leben. – Inzwischen wollte mir meine Frau sterben. Nach langer Kränklichkeit infolge von Magenverwachsungen bekam sie die Grippe und in deren Verlauf einen Herzkollaps, auf dessen Besiegung der Arzt sich grosse Dinge zu Gute tut. Schliesslich wog sie aber noch 80 Pfund und war auf diese Weise reif für das Sanatorium. Das Geld dazu focht ich mir zusammen – die neue Abmachung im Geschäft ist jünger; damals stak ich noch tief im Dalles! – und seither gehts ihr wesentlich besser, aber noch nicht wie ehemals. Um jenen Stand wieder zu erreichen, wollen wir den Sommer über aufs Land nach Mecklenburg und dann im Spätsommer bei gutem Glück auf vier bis sechs Wochen nach der Schweiz. Dazu soll mir eben das Schweizerlandhonorar helfen, denn 280 Mark oder mehr für hundert Franken zu bezahlen vermag ich nicht. Vielleicht können wir noch ausserdem ein Geschäft machen. Ich will eine Novelle von guter Anlage, die ich vor neun Jahren verpatzt und verschwatzt in der Neuen Rundschau veröffentlichte, in neuer gereinigter Gestalt und wesenhafter heraus bringen¹⁰; vielleicht haben Sie auch dazu Lust. Sie wird so gut wie eine neue Arbeit sein, handelt von einer dörflichen Brandstiftung und einem Ehrenmann, der durch Güte und Zartheit trotz grosser Leibesbeschaffenheit in den Verdacht kommt, sein eigenes Haus angezündet zu haben, das ganze in Form einer Gerichtsverhandlung. Sie hat schon damals starken Eindruck gemacht, aber mir missfiel sie. Jetzt wird sie recht werden. Sagen Sie mir, ob auch das für Sie in Frage kommt. Die Novelle müssten Sie ziemlich bald bringen, die Erinnerungen haben Zeit. In der N. R. hat sie ungefähr 50 Seiten; kleiner wird sie nicht werden. Die Seite würde ich wieder auf 25 Franken rechnen. Sie bekämen

so längst gefordertes Material, und ich könnte nebenher noch einige Notwendigkeiten einkaufen, die es auch im Herbst in Deutschland noch nicht geben wird. Dass ich meine paar wirklichen Freunde wiedersehen könnte, wäre mir bei allem nicht die kleinste Freude. Dann hofften wir auch nach Arosa zu kommen. Und ausserdem will ich sehen, ob ich mir in der Nähe von Basel im Badischen (wegen der Valuta leider nicht in der Schweiz) ein Landhaus mieten oder kaufen kann. Ich denke sehr an Schopfheim. Nun, das wird sich finden. Sie sehen also, dass ich Pläne habe; was daraus werden wird, weiss Gott. Das Schicksal hält uns hart in der Zange. Die an gebrochenen Herzen sterben und die sich selber blutig schlagen sind jetzt nicht die stärksten Deutschen. Ich lobe diejenigen, die gefasst still halten und gesammelt übrig bleiben, um wieder von vorn zu beginnen. Die kleinen Nationen haben inzwischen besser gelebt, aber nicht grösser. Ihre Sünden waren unscheinbarer obwohl von Haus aus nicht kleiner, aber ihre Tugenden sind nicht umso leuchtender. Dass der Dollar die Welt richtet, ist noch mehr als das Menetekel Belsazars. Darein ergebe ich mich nicht. Ich will Unglück leiden aber nicht Unrecht und Heuchelei. Ich wollte Ihnen immer einmal Berliner oder deutsche Briefe anbieten, aber Sie werden Ihre welschen Abonnenten fürchten, obwohl ich weit davon entfernt bin, in deutschem Nationalismus zu machen. Vielleicht eröffnen Sie eine Diskussion über die deutsche Frage, die ich einleite. Ich würde sachlich und gerecht bleiben und nur darstellen und erklären wollen, ausser wo ich Übergriffe abzuwehren hätte. Überlegen Sie sich das einmal; vielleicht wäre es nicht schlecht für Ihre Zeitschrift. Etwas Geschäftliches noch und diesmal streng vertraulich. Mein neuer Verleger will in der Schweiz eine Niederlage im schweizerischen Gewand gründen, um dort süd-deutsche Geistigkeit zu sammeln. Ich schlug ihm vor, Sie zum literarischen Leiter derselben zu machen. Hätten Sie Lust zu dergleichen? Ich weiss noch gar nicht, ob er will; die Frage ist also rein informativ und unverbindlich. Ich äusserte ihm die Idee, vielleicht das «Schweizerland» samt dem Verlag anzukaufen und seine Niederlage «Schweizerlandverlag» zu nennen. Ich weiss Ihre Bedenken aber der schweizerische Charakter der Zeitschrift soll streng gewahrt bleiben und nur der Gedanke der schwäbisch-alemannischen Kultureinheit hinzu kommen, der sich im Verlag auszudrücken hätte. Schreiben Sie mir bald darüber, auch was Sie über die Verkäuflichkeit des Verlages denken, ich vermute, er wird kein besonders üppiges Unternehmen sein. – Ich wies ferner den Herausgeber des neuen «Schwäbischen Bundes» an Sie, der im gleichen Kielwasser treibt und Fühlungen mit der Schweiz sucht: Missenharter. Wenn Sie mögen, so seien Sie ihm hilfreich und liebevoll. Ich persönlich werde mit seiner Zeitschrift voraussichtlich ziemlich eng arbeiten; die Leute haben gute und ernste Ziele.¹¹ Vielleicht ist es auch Ihnen ein

Ziel, die Schweizerdeutschen vor der kulturellen und geschichtlichen Einschlingung in den Sieg der Atlantischen zu bewahren, und ebenso können Sie dazu beitragen, die deutschen Elsässer kulturell beim Deutschtum zu erhalten, das mir mit dem alten Reich durchaus nicht als untergegangen gilt, und das übrigens am Oberrhein auch keine Grenze hat. Sie sehen, Hiob hält noch fest an seiner Frömmigkeit.

Mein Vertrauen in die Lebenskraft und Sittlichkeit der Deutschen ist noch völlig ungebrochen. Wer die letzten Monate miterlebt hat und zweifelt, ist ein unverbesserlicher Altklügling oder ein elender Wicht, der über den Verlust von einigen hunderttausend Mark so den Kopf verloren hat, dass ihm damit auch die Nation erledigt ist, weil sie ihn nicht davor bewahrt hat. Das soll ein anderes Volk nachmachen, zwischen dem Tier droben und dem Drachen drunten über den Abgrund hängend sich aus nichts neuen Boden unter den Füßen zu schaffen und zugleich eine nationale sittliche Erhebung vorzubereiten, die an allen Ecken und Enden aufflammt. Man muss freilich Augen und Ohren haben, um es wahrzunehmen. Nun, Gott mit uns allen Europäern. Herzlich mit vielen Grüßen auch an Ihre Frau und von der meinen

Ihr alter Jakob Schaffner

Rethwisch - Mecklenburg
Villa Buchwald, 6. August 22

Lieber Felix Möschlin!

Einiges werden Sie über mich bereits gehört haben. Ich bin nach langem und unerfreulichem Suchen im fremden Land endlich hier im allerfremdesten, in Mecklenburg, auf eine Klitsche niedergekommen, die allgemein als guter Kauf, was weniger heisst, und als schöner Besitz betrachtet wird, was mir schon wichtiger ist. Es ist ein Haus etwas grösser als das Ihre, mit zehn Zimmern zu 4 mal 4, bis 4 $\frac{1}{2}$ mal 5 Meter, und einem kleineren, vier Dachstuben, sechs grosse Räume im Untergeschoss, sehr gut gebaut, auch sympathisch eingeteilt, und einem Garten von etwa 1 $\frac{1}{2}$ Morgen mit einem grossen Erdbeerstück, dazu Him- und andere Beeren und etwa 80 tragende Obstbäume im besten Alter, zum grossen Teil Spalier. Das Stallgebäude ist unbegreiflich schlecht für das herrschaftliche Haus, Holz und von jodelnder Hässlichkeit. Es ist hier mit der beste Boden von ganz Mecklenkaff; nur noch um Wismar ist er so. Wir liegen landschaftlich schön am Wald in der Nähe der See – $\frac{1}{4}$ Stunde von hier –, mit weitem Blick über Ebene und den Doberaner Hügelzug, der aussieht, wie ein fernes Mittelgebirge. Wunderbare Beleuchtungen blühen auf und erlöschen, um andern Platz

zu machen. Wenn es regnet, wird man hier nasser als anderswo, wenn die Sonne brennt, nicht so dürr. Ich habe viel an dem Besitz getan, einen abgeschlossenen Hof gebaut, Buden niedergerissen, im sogenannten Ziergarten alle Wege ver- und gerade gelegt, einen neuen Hühnerhof gebaut und noch Land dazu gewonnen. Es ist alles gut gewachsen mit Ausnahme von dem, was der zweitägige Regenorkan verdorben hat, und das ist eigentlich weniger, als es zuerst aussah, aber im Garten ist seitdem Herbststimmung. Ich habe eine Bande von 60 grossen und kleinen Hühnern, ein Schwein und ein paar Zuchten Kaninchen, Tauben und sonst nichts als unsern Angorakater, gegen den der berühmte Kater Murr ein Kleinstadt-original und Hidigeigei ein Philister ist. Wir haben sehr viel arbeiten müssen, da es hier sonst niemand gern tut. Weil wir auf Sauberkeit und Hübschheit halten, gelten wir für Millionäre. Einstweilen kann ich uns wenn ich meine Schulden als ein bewegtes Meer betrachte, als Tiefseebewohner bezeichnen. Ich glaube, wenn man mich plötzlich in einen schuldenfreien Zustand versetzte, würde mir wie einem Tiefseefisch auf Deck des Kutters die Blase aus dem Hals springen, so habe ich mich schon an den hohen Wasserdruck gewöhnt. Meine Frau hat die Sache mit zu viel Leidenschaft angefasst, und hat Nerven gewonnen, anstatt zu verlieren, sie ist sogar stark ramponiert, was mir an der Sache am wenigsten gefällt. Es ist natürlich schwer, einem andern Menschen, besonders einer Frau, Korrektur der Dynamik zu predigen; es nützt nicht bloss nichts, sondern verstimmt und verwirrt noch dazu. Sie ist zu ehrgeizig und eignet sich besser für einen städtischen, industrialen oder kulturellen Betrieb, wo tatsächlich alles bis aufs Tüpfelchen durchgearbeitet und hochgetrieben werden kann. Im Landleben muss man etwas mit der Natur gehen, die es auch nicht peinlich genau nimmt, und es mehr im Grossen auf- und anfassen. Vielleicht lernt sie es, wenn ich wieder etwas Geld habe und durch fremde Hilfskräfte sie von der direkten Arbeit ein wenig entfernen kann. Wir leiden Mangel am Geistigen, besonders sie; ich habe mich unerbittlich wieder auf meine Arbeit zurückgezogen, komme aber auch noch anden aesthetischen Gewinnen unsrer Lage zu kurz. Wir haben, da wir ein Badeort sind, Zimmer an Fremde für teures Geld vermietet, um uns über Wasser zu halten, Obst verkauft und tausend andere Dinge getan, die uns zu stark unmittelbar beanspruchten, zumal wir mit Mädchen arbeiten mussten, die wenig mehr als Tiere sind. Dies ganze Übermass von Arbeit und Verdruss hängt aber damit zusammen, dass wir schon etwas spät im Jahr her kamen; so fiel die ordentliche Bestellung des Gartens und die ausserordentliche Erneuerung des ganzen Hauses von unten bis oben samt den übrigen einmaligen Arbeiten zusammen, und anderseits waren hier die Mädchen schon vergeben und wir mussten mit Ausschuss arbeiten. Hoffentlich bekommen wir noch

bessere Meinungen von den Mecklenburgern; bis jetzt bin ich ihnen wenig grün. Dass die Mecklenburgische Kultur auf das Swien begründet ist, das steht mir allerdings bereits fest. Das übrige; gottbrave Verfressenheit, biedere Selbstsucht, redliche Borniertheit, nationalgesinnte Auslandschiebung, evangelischer Lebensmittelwucher, durchdringendes Wohlleben, das man als Tugend betrachtet, gerührte Ergriffenheit von der eigenen Moral und dem eigenen Speck. Reuter liegt über dem Land, wie der gesegnete Mist auf dem Acker.

Die kleinen, genialen Frühlingsblümchen, die zum Licht wollen, müssen sich durch diese Decke hindurch arbeiten. Es ist aber bisher noch keinem gelungen. Mecklenburg ist das schlechthin ungeniale Land. – Mit aufrichtiger Freude habe ich Ihren glücklichen Sommer¹² gelesen. Hauschild, der kleine, betrügerische Spiesser, kann froh sein, dass er ein so gutes und anständiges Buch in seinem Verlag hat. Sehr schön sind die Wanderkapitel durch den schwedischen Urwald. Es weht ein Zug von Hamsunschem Wind hindurch, obwohl alles darin ganz anders ist, als in Hamsuns Segen der Erde, die Geographie, die Psychologie, die Schicksals-Topographie. Ich habe einen Aufsatz für das Berliner Tageblatt über die neue Schweiz zu schreiben, und führe dort auch Ihren glücklichen Sommer mit ein paar Zeilen vor, mehr Raum hätte ich ja nicht für die einzelnen Werke. Mit der Lösung bin ich ja nicht recht zufrieden, aber das unter uns. Sie ist mir zu klein, zu sehr Glück im Winkel, auch zu bürgerlich nach den grossen Urwald- und Seekapiteln 12. Aug. Dass der grosse Glorian nun kleine Aufsätzchen schreibt, beantwortet ja eigentlich keine Frage, zumal wir diese Aufsätze auch nicht vor Gesicht kriegen. Sie haben die Lösung nicht in dem Element gesucht und vorgenommen, das Ihren ganzen schönen Roman von Anfang treibt, und in der Mitte so anschaulich und reich aufbaut, in der Natur, sondern in der Zivilisation, wozu ja das Aufsätzeschreiben und so weiter gehört. Etwas bedrohlich scheint mir auch ein blauer Strumpf über der Geschichte zu schweben, den die junge Kunstgewerblerin auch im See nicht ganz ausgezogen hat, oder den Sie ihr nicht ganz entrissen haben. Aber mit welcher Fülle und Schöpferkraft ist dieser Wald erlebt und nachgestaltet. Oder die Brandstatt. Auch, wie die Liebe, die manchmal still zu stehen scheint – und Stillstand ist auch hier Rückschritt – einen neuen Auftrieb bekommt. Sie sind wie der berühmte Knabe Antaios. Wie Sie auf dem Boden der Erde und der Natur stehen, sind Sie unüberwindlich. Aber wenn Sie sich durch Konzessionen, die Sie irgendwem machen, in die Luft heben lassen, dann kann es passieren, dass Sie in selbiger Luft zappeln. Nun, Grüss Gott, Glorian. Es ist noch nicht aller Tage Abend.

Ich befinde mich gegenwärtig in einer wunderlichen Wut über Literaturhistoriker und das verwandte Lumpengesindel. Sie werden ja gleich wissen,

worauf sie zurück geht. Faesi hat mir seine Wandlungen¹³ zugeschickt. Nachdem ich ihm schon zögernd und in misstrauischer Auswahl eine Anzahl Fragen beantwortet hatte, sind sie natürlich von ihm zu Indiskretionen und Unverschämtheiten missbraucht worden.

Am meisten wundert mich die Stirn, mit der er, selber ein schriftstellernes und, wenn auch sehr unzulänglich, dichtendes Gewächs, andern Dichtern die Hose aufknüpft, die zehn Jahre älter sind als er, und sich noch am Leben befinden. Wo nimmt dieser kalte mittelmässige Streber nur auch den Hochmut her, der ihn zu solchen Leistungen befähigt. Dann schickt er mir das Opus auch noch «in Sympathie und Hochschätzung». Wollte man anfangen, die Frechheit, Oberflächlichkeit und Ungerechtigkeit und die tendenziöse Schulmeisterei aufzudecken, so fände man kein Ende. Dieser junge Zürcher Spiesser, der immer glücklich in das gemachte Bett gefunden hat und nun in einer Villa am Zürichsee Literatur treibt, wie ein anderer den Drehstuhl, sich in einem kühlen Geschmäcklertum gefällt, von dessen künstlerischer Höhe aus er anderer Leute Leistungen mit dem umgekehrten Fernglas betrachtet, damit er selber sich desto grösser sehen kann: was habt ihr in Zürich eigentlich gemacht, dass eine solche Figur sich ungestutzt so auswachsen durfte? Ich habe nicht direkt aber indirekt in unser aller Namen sofort mit einem Aufsatz: «Keller und wir» geantwortet; er wird in «Wissen und Leben» erscheinen.¹⁴ Ich habe es satt, ständig mit einem nationalen Gespenst zusammengehalten zu werden. Bald werden wir getadelt, dass nicht wir den grünen Heinrich verfasst haben, und bald findet man stirnrunzelnd Kelleranklänge bei uns. Das ist der ganze Gesichtspunkt dieser Neunmalklugen. Dann wird man noch auf die Bildung hin untersucht, weil man den lästerlichen Eindruck macht, als könne man sich noch einige wichtigere Dinge vorstellen, als Philologenkram und Ästhetenzauber, und weil man doch einmal nicht in der Wahl seiner Eltern so umsichtig war, dass man das Gymnasium und die Universität durchlaufen und vielleicht ändern, die es mehr verdienen, den Platz dort wegnehmen konnte. Lieber Felix Möschlin, lassen Sie mich einmal gründlich ausschimpfen. Darf man denn ungestraft einen Dichter mit vierzig Jahren einer abschliessenden Kritik unterziehen, und diesen Torso eines Ergebnisses dem Lebensergebnis eines ganzen durch siebzig Jahre ausgewalkten Gottfried Keller abwägend entgegensetzen? Das sind alles so erstaunliche Unverschämtheiten, dass es unmöglich die ersten sein können, und ihr habt den jungen Mann in dorten zu sehr ins Kraut schiessen lassen. Das war ja damals ein Gespreize der unterschiedlichen Literaturjünglinge im Café, deren Ruhm kaum über den Umfang ihres Hosengurts hinaus geht, dass ich aus der Verwunderung nicht hinaus kam und ganz verzagt wurde. Sie und Korrodi in Ehren. Das hält vor. Aber sonst ist da verflucht

viel Blendung und Züriwind. – Ich muss ein Kellerbüchlein¹⁵ schreiben, und treibe Kellerlektüre, besonders der Biographie. Das ist auch so ein Muster weitschweifiger, schwatzseliger, schulmeisterlicher Wichtigtuerei und Undelikatesse. Auf jeder zweiten Seite klopft so ein Ermatinger dem Gottfried, dem «armen Kerl» (!) auf die Schulter. Müssen nun diese Schulaufsätze, diese furchtbaren Frühversuche, die Münchner-Dummheiten und traurigen Albernheiten so gefallsüchtig vor aller Welt und vor einem verbildeten Publikum, das dergleichen gar nicht ermessen kann, ausgebreitet werden? Nur Menschen, die zeitlebens brav und wohlgeborgen und unfehlbarer Spiessigkeit ihren Weg gewandelt sind, können die Uneinfühligkeit besitzen, aus dergleichen einen billigen Philologenstoff zu machen, um sich ein Nämchen neben dem grossen Namen zu sichern. Dann werden seine Werke, die er schon geschaffen hat, noch einmal erzählt, und das füllt weitere Bogen. Mit würgendem Ärger lese ich das dicke Buch, das so unkellerisch ist, wie möglich. Er wird schon Recht gehabt haben damit, dass Bächtold seine Räusche zählte. Kerr nennt die Dichter die Affen Gottes. Aber die Philologen, Rezensenten und Biographen sind ihre Läuse im Pelz. Verdammt sei von vorn herein der meine. Ich werde noch tun, was ich kann, um ihm das Leben sauer zu machen. Vieles ist schon geschehen.

Neulich träumte ich, ich erzählte Ihnen erschüttert, was für Heimweh ich habe. Die Erschütterung ist wahr und das Heimweh echt, aber ich kann es nicht ändern, dass ich in der Ferne bleiben muss. Wir Dichter sollten alle miteinander eine Zeitschrift machen oder das Schweizerland in die Hände nehmen, um es zur südlich deutschen illustrierten freiheitlichen Familienzeitschrift umzuwandeln, die vollkommen fehlt. Ich hatte Hönn einen solchen Vorschlag gemacht, statt dessen muss ich den lieblichen Schieber durch den Schriftstellerverein auf 1000 Franken verklagen. Gott . . . [unleserlich]. Aber wollen wir nicht ein Jahrbuch herausgeben, eine Art Almanach für die Schweiz? Wir sollten von einem gesammelten Punkt aus wirken. Lassen Sie mich Ihre Meinung hören. – Wie geht es Ihnen und den Ihren? Haus und Hof? Frau und Gekind? Grüssen Sie alles. Und kommen Sie bald einmal nach Specklenburg. – Wer hat eigentlich den Kellerpreis erschnappt?¹⁶ Federer oder Huggenberger? Meine Frau grüsst Sie allerherzlichst. Dasselbe endlich zum Schluss kommend Ihr

Jakob Schaffner

Anmerkungen

¹ «Schweizerland»: die von Felix Moeschlin 1914 mitbegründete «Zeitschrift für Schweizer Art und Arbeit». Bei der erwähnten Besprechung handelt es sich um diejenige von Schaffners «Das Schweizerkreuz» und

«Der Dechant von Gottesbüren» (*Schweizerland*, IV. Jg. 1917/18, Nr. 3, S. 168 f.). Moeschlin bezeichnet darin Schaffner in Anlehnung an einen von dessen Romantiteln geradezu als «Boten Gottes».

² Mit seiner zweiten Frau Julia Cuno, die er nach der Scheidung von Frieda Barth (vgl. die Bemerkung im Brief vom 8. Mai 1919) 1916 geheiratet hatte. Beide Gattinnen waren deutscher Herkunft.

³ *Der Dechant von Gottesbüren*, Roman. S. Fischer, Berlin 1917.

⁴ Max Reinhardt, Regisseur und Leiter des Deutschen Theaters in Berlin.

⁵ Elsa Moeschlin-Hammar, Malerin und Schriftstellerin, die Moeschlin in Berlin kennengelernt und 1909 in Schweden geheiratet hatte.

⁶ «Frau Stüssy und ihr Sohn», Novelle. Huber, Frauenfeld 1918, eine Neufassung der Novelle «Die goldene Fratze».

⁷ Hermann Ganz: geboren 1891, Dr. phil., Lehrer, Kunsthistoriker, 1917 bis 1919 Redaktor am «Schweizerland». Bei dem Manuskript handelt es sich um die ersten Kapitel von Schaffners autobiographischem Entwicklungsroman «Johannes», die dann unter dem Titel «Vom Leben zum Tod» im «Schweizerland» abgedruckt wurden (VI. Jg. 1920, 1/1 ff., 2/81 ff., 3/153 ff.).

⁸ Moeschlins Haus an seinem neuen Wohnort Uetikon a. S. war ein ehemaliges Restaurant.

⁹ Schaffner veröffentlichte 1919/20 zwei Romane bei Grethlein (Leipzig und Zürich), dem Verlag Moeschlins und einiger anderer jüngerer Schweizer Autoren.

¹⁰ «Der Schulmeister von Gager» (Neuabdruck in: J. S.: *Stadtgänge, Frühe Erzählungen*, hsg. von Charles Linsmayer, Zürich 1979). Die erste Fassung erschien unter dem Titel «Der Schulmeister von Gager. Eine Gerichtsverhandlung» in: *Neue Rundschau*, 21. Jg. 1910, S. 360–382 und 498–552.

¹¹ Die Zeitschrift «Der Schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland» erschien von 1919 bis 1922 in Stuttgart. Herausgeber waren Hans Heinrich Ehrler, Hermann Missenharter und Georg Schmückle. Sie stand im Zeichen eines angesichts des Zusammenbruchs des Reiches wiedererstarkten Regionalismus. Josef Nadler schrieb in der ersten Nummer über das «Reich des alemannischen Geistes»; Schaffner selbst veröffentlichte die Erzählung «Das verkaufte Seelenheil», führte dann aber die angekündigte enge Zusammenarbeit nicht weiter.

¹² Moeschlins Roman «Der glückliche Sommer», Grethlein, Leipzig und Zürich 1920.

¹³ Robert Faesi: *Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung*, Zürich 1922. Faesi ist in dem darin enthaltenen Schaffner-Essay diesem durchaus wohlgesinnt und um ein gerechtes Urteil bemüht, wenn auch im

Tonfall manchmal unfreiwillig etwas herablassend: «Ein faustischer Schustergeselle: das ist vielleicht die schärfste, nur etwas zu spöttische Formel für Schaffners Wesen.» Ein Grund für Schaffners Wutausbruch ist sicher in seiner Empfindlichkeit betreffend Herkunft und autodidaktischer Bildung zu suchen. Merkwürdigerweise hatte er aber Faesis Aufsatz, als dieser 1919 im «Schweizerland» zum ersten Mal erschien, noch durchaus positiv aufgenommen (Brief an Hermann Ganz vom 21. Mai 1919). Der Text Faesis allein erklärt die Verärgerung nicht.

¹⁴ «Gottfried Keller und wir», in: *Wissen und Leben*, 16. Jg. Heft 9, März 1923, S. 405–420.

¹⁵ *Der grosse Seldwyler*, Runge, Berlin 1924. Noch in zwei weiteren Publikationen setzte sich Schaffner mit Keller auseinander, in der Novelle «Wie Gottfried geboren wurde» (*Gute Schriften*, Zürich 1931) und im Aufsatz «Gottfried Keller» in: *Die Grossen Deutschen*, Neue Deutsche Biographie Bd. 3, Propyläen, Berlin 1936.

Schaffner wusste, dass sich das Problem Keller nicht umgehen liess. Er wollte sich aber das Verhältnis zu ihm nicht von dritter Seite vorschreiben lassen, sondern es selbst definieren. Schaffner akzeptierte und bewunderte Keller als Charakter und Künstler in seiner Zeit, nicht aber als ästhetisches Vorbild für die Gegenwart. Hier setzte er dem seiner Meinung nach biedermeierlichen Realismus Kellers den eigenen «Vollnaturalismus» entgegen.

¹⁶ Den 1922 von der neugegründeten Martin Bodmer-Stiftung erstmals ausgesetzten Gottfried Keller-Preis erhielt Jakob Schaffner.

BETRIFFT: DIE BEILIEGENDE GELBE KARTE

Sie erleichtert es Ihnen, die Schweizer Monatshefte zu abonnieren, falls Sie nicht schon Abonnent sind. Sie bekommen unsere Zeitschrift dann jeweils pünktlich frei Haus geliefert.

Die gelbe Karte gibt Ihnen aber auch Gelegenheit, jemanden mit einem Abonnement zu beschenken. Jetzt, mitten im Jahr? Unerwartete Geschenke machen bekanntlich doppelt Freude. Vielen Dank.

*Schweizer Monatshefte, Administration,
Schulthess Polygraphischer Verlag AG, Postfach, 8022 Zürich*

über Aspekte der Erwachsenenbildung im künstlerischen Bereich. – ² Der bedeutende Schweizer Komponist Frank Martin wurde 1890 in Genf geboren. Zunächst studierte er Naturwissenschaften, später Musik. 1943–1946 Präsident des Schweizerischen Tonkünstler-Verbandes. Erfolgreiche Lehrtätigkeit in Genf, Amsterdam und Köln. Berühmtester Schüler aus Frank Martins Kölner Jahren ist wohl Karlheinz Stockhausen. 1949 Ehrendoktor der Universität Genf. Anfänglich von Debussy beeinflusst, machte Frank Martin in den dreissiger Jahren Bekanntschaft mit Schönbergs Dodekaphonie, ohne sie jedoch in seinen Kompositionen streng zu übernehmen. «Er war für mich der Mann, der *Zwölftonmusik mit der traditionellen Musik* hat *vermischen* können, wie man in einem guten Essen Salz und Erdäpfel und Sauce und Fleisch vermischt. Die meisten, die Zwölftonmusik erfunden haben, assen einfach einen Erdapfel mit viel Salz darauf. Frank Martin fand die

Balance» (Prof. J. Rodio). Frank Martin starb im November 1974. – ³ Das Oratorium «*Le vin herbé*» (1938/41) zählt ebenso wie der «*Cornet*», von dem noch ausführlich die Rede sein wird, zu den Hauptwerken Frank Martins. – ⁴ Siehe dazu die Briefe vom Herbst und Winter 1955. – ⁵ «*Politiken*», 13. Mai 1958. – ⁶ «*Berlingske Tidende*», 14. Mai 1958. – ⁷ Die Briefe sind im Original in französischer Sprache verfasst. – ⁸ Zum künstlerischen Werdegang Jolanda Rodios siehe auch meine kleine Monographie «*Ein Kulturzentrum im Emmental*», Burgdorfer Jahrbuch 1977, insbes. S. 130/131. – ⁹ Aus Rücksicht auf noch lebende Künstler weggelassene kritische Äusserung Frank Martins über eine Schallplatten-Aufnahme. – ¹⁰ Zur Radio-Aufführung einzelner Szenen aus dem «*Cornet*» hatte Jolanda Rodio den Komponisten eingeladen. (Vgl. Anm. 4.) – ¹¹ Jolanda Rodio sang am 12. Dezember 1955 Auszüge aus dem «*Cornet*» am Radio.

Briefe Jakob Schaffners an Felix Moeschlin

Im Kommentar zu den von Christof Wamister im Heft Juli/August herausgegebenen Briefen von Jakob Schaffner an Felix Moeschlin hat sich ein sinnstörender Fehler eingeschlichen, der hiermit berichtigt sei. Die Anmerkung 16 muss richtig lauten: «*Den 1922 von der neugegründeten Martin Bodmer-Stiftung erstmals ausgesetzten Gottfried Keller-Preis erhielt Jakob Bosshart.*»